**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 24 (1934)

**Heft:** 45

**Artikel:** "Erlebter Krieg"

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-646861

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

dern vielmehr ist es die Klarheit des zum Ausdruck gebrachten geistigen Inhaltes und praktischen Programmes, was den Wert bestimmt. Und so können Bauten, die in der üppigen Landschaft des Lago Maggiore nüchtern und damit störend wirken — wir denken z. B. an das Kurhotel Monte Verità, von Architekt Prof. Fahrenkamp, Düsseldorf (!) — an diesem Maßstab gewertet trotzdem gute Bauten sein. Aber wir begreifen den Widerstand, den die einheimische Bevölkerung anfänglich diesen Bauvorhaben entgegenbrachte, bis die hellen Tessiner die Vorteile einsahen, die ihnen aus der neuen Bestimmung Asconas erwuchsen. (Stiegen doch die Bodenpreise für Bauplätze von 0,06, 0,12, 0,25 Franken per Quadratmeter im Jahre 1900 auf 6.—, 10.— und 15.— Franken je nach Standort im Jahre 1933!) Es gibt jedoch auch eine ganze Anzahl neuer Asconeserbauten, die neben jenen Qualitäten noch in so starkem Maße die Seele der südlichen Natur nachempfinden und deren Freude am Ausdrucksreichtum zur Entfaltung bringen — nicht durch Wiederholung der traditionellen Formen, sondern im Sinne der neuen Materialien — daß wir in diesen Leistungen wohl nicht zu Unrecht die Anfänge eines wirklichen neuen tessinischen Baustiles erblicken dürfen. Als zwei Beispiele solcher Bauten seien die Casa Vitelleschi und das Haus Dr. H. in Ronco gezeigt.*) Die Casa Vitelleschi, eingebettet in saftig wucherndes Grün, ein kleines, reizendes Haus, ist eine frohe Ueberraschung für den über den Uferhang dahingleitenden Blick. Das Haus Dr. H., großflächig in das felsige Ufer eingebaut, ist wie dieses terrassenförmig gegliedert und durch auf- und absteigende Treppen belebt. Auf die große Terrassentreppe dieses Hauses sei noch besonders hingewiesen als auf ein Beispiel für die glückliche Anwendung eines alten Motives in neuer, frei übersetzter Form.

Kellers Ascona Bau-Buch enthält ferner einen interessanten Beitrag von Ernst Morach über die Urformen des Tessinerhauses und schließt mit Artikeln über „Handwerk und Handwerker", „Kunstgewerbe in Ascona" und mit einer charakterologischen Analyse über „Das Künstlernest".

Was uns die Arbeit von Eduard Keller wert macht, ist der Wille des Autors, das neue Bauen in Ascona in Zusammenhang zu bringen mit der Gesamtheit des pulsierenden Lebens, es uns verständlich zu machen als untrennbaren Bestandteil dieses gesamten Lebens. Es fehlt in der baukünstlerischen Forschung nicht an gehaltvollen Betrachtungen einzelner Bauwerke und -gruppen, wohl aber an zusammenfassenden Arbeiten, so wie es ja allgemein unserer Zeit nicht an überragenden Einzelleistungen mangelt, sondern am Sinn fürs Ganze. H. Bracher, Arch.

# „Erlebter Krieg."**)

Dies der Titel eines eben im Berner Verlag A. Francke A.-G. erschienenen Buches. Verfasser ist der in Berner Offizierskreisen wohlbekannte Dr. Hans Schröder, Fabrikdirektor, Deutscher von Herkommen, heute Schweizer. — Mit innerem Widerstreben nahm ich das Buch zur Hand. Wer mag heute noch Kriegsbücher lesen! Ich schlage es in der Mitte auf, werde ein Kapitel lesen und genug haben. — Es ist anders gekommen. Aus dem Kapitel wurden drei-vier; ich mußte es bis zur letzten Seite fertig lesen, und dann begann ich es erst von vorn, um auch die letzte Zeile des 354 Seiten starken Buches gelesen zu haben. Ich darf also — nein, ich muß das Buch, das mich so sehr gepackt hat, empfehlen.

Das ist einmal ein Kriegsbuch, das nicht die Tendenz schon an der Stirne trägt. Schlicht, aber beredt erzählt der Verfasser, der den großen Krieg von der ersten bis zur letzten Stunde mitgemacht hat, sein persönliches Erleben. Als kriegsfreiwilliger Meldereiter bei der Infanterie hat er die ersten großen Schlachten in Flandern mitgekämpft, als Maschinengewehr-Kompagnieführer lernte er im zweiten Kriegsjahr am Hartmannsweilerkopf den menschenmordenden Grabenkrieg kennen, 1916 erlebte er als Fliegerbeobachter eines Armeekorps die Brussilow-Offensive, 1917 war er als Fliegerverbindungsoffizier in der Wytschaete-Schlacht tätig, und das letzte Kriegsjahr beschloß er an der Westfront als Flieger-Nachrichtenoffizier der obersten Heeresleitung. Ein gütiges Geschick und nicht zuletzt auch starke persönliche Qualitäten halfen ihm, seine Maxime der Lebensführung im Kriege verwirklichen: nur nicht in der Masse untergehen, nur immer ein selbstverantwortlicher Einzelner bleiben! So wurde er Meldereiter und kam er zu den Fliegern. So gewann er in höherem Maße als die Millionen in den Schützengräben oder in den Etappen liegenden Kriegsteilnehmer den Ueberblick, ja im eigentlichsten Sinne des Wortes den Höhenblick über die großen Vorgänge. So konnte er sich die Objektivität und das freie Urteil dem Kriegsgeschehen gegenüber bewahren, und wir glauben ihm — auch wenn wir viele seiner Zwischenbemerkungen als in neutralschweizerischer Umgebung gewonnene Erkenntnisse bewerten —, daß er den Krieg hassen gelernt hat; daß ihm schon aus den ersten Schlachttagen in Flandern her das „Ah, quel malheur, la guerre!" des alten Belgiers bleibend im Ohr geklungen; daß er im Feind immer auch den Menschen vor sich sah, wie das seine Feldpostkartenverse (S. 46) ergreifend schön bezeugen. Aus der ganzen Grundeinstellung des Verfassers heraus erscheint auch das Fazit des Buches wahr und erlebt: „Neun Millionen liegen in Nord und Süd und Ost und West — in der Blüte ihres Lebens — umsonst gefällt, wenn du nicht begreifst, daß deine Pflicht es ist, bis zu deinem letzten Atemzug es hinauszuschreien in diese taube, ach so vergeßliche Zivilisation: Krieg ist Mord — sinnloser, verblendeter Brudermord!"

Sicher hat mich diese überall spürbare, aber nie aufdringlich vorgetragene kriegsgegnerische Tendenz des Buches bestimmt, es fertig zu lesen. Nicht weniger aber auch die künstlerische Lebendigkeit der Darstellung, die in gewissen Partien — ich denke an die Kapitel „Die Feuertaufe" oder „Die Schlacht am Keiberg" — an Liliencrons Kriegsnovellen erinnert. Ich bin versucht, hier eine Textprobe herauszugreifen. Nein, die Leser mögen diese Stellen im Zusammenhang genießen. Wenn man solche an die vorkriegerische Schlachtenmalerei erinnernde Kunst heute — wer weiß es, ob nicht am Vorabend eines kindermordenden Gaskrieges — noch „genießen" kann und will. Kriegsromantik bleibt eben doch, was nach zwanzig Jahren ein Kriegsteilnehmer, den Fortuna vor schwerer Verwundung bewahrte, von erlebten Schlachthandlungen in Erinnerung behalten hat.

Nicht weniger packend sind die Schlußkapitel des Buches. Packend besonders darum, weil sich hier das persönlich Erlebte als Szene in ein historisches Schauspiel von ungeheuerlichem Ausmaße einfügt. Der Zusammenbruch der deutschen Westfront, der Rückzug aus Nordfrankreich und Belgien mit der sinnlosen Zerstörung von Hunderten von Kohlenschächten, der Waffenstillstand und dann der unaufhaltsame Rückmarsch der Millionen von Kriegsmüden hinein in eine Heimat voll Aufruhr und Revolution: das erlebt man als Leser von Schröders Buch wie jüngste Vergangenheit.

Und hier möchte ich mit freundlicher Erlaubnis des Verlages eine kurze Textprobe anschließen, die das Positive meines Urteils erhärten wird und unsere Leser in ihrem Entschluß stärken mag, sich das Buch zuzulegen.

*

*) Leider war das Klischee zur ersten Abbildung nicht erhältlich

**) Hans Schröder, Erlebter Krieg. Mit 30 Originalphotos. Im Ganzleinwand Fr. 7.—. Verlag A. Francke A.-G, Bern.

Der Kaiser hatte abgedankt und die Offiziere vom Treueid entbunden. Flieger-Leutnant Schröder hat von seinem Hauptmann den Rat bekommen, nur ohne Zögern den Weg nach Hause unter die Füße zu nehmen. Die Truppen sind schon überall unterwegs auf dem

Marsch in die Heimat.

Zuerst fährt Schröder aber noch nach Brüssel, um dort seine Liebste zu fragen, ob sie mit ihm nach Deutschland fahren wolle. Die Gelegenheit ist geboten, mit einem Lastwagen zu fahren, dessen Führer in Brüssel auch ein geliebtes Mädchen als seine Braut abgeholt hat. Sie zögert nicht ... „Kurz nach 6 Uhr verlasse ich mit der Geliebten das Haus. Sie hatte die letzten Nächte schlaflos und in furchtbarer Ungewißheit verbracht. Nun sind wir glücklich, vereint zu sein — möge da kommen, was wolle. Wir benützen den ersten Straßenbahnwagen nach Etterbecke — auf den Straßen ist schon Leben. Vereinzelt Militär zwischen der Bevölkerung. An einer Biegung sehen wir betrunkene Soldaten — mit zwei roten Fahnen — Arm in Arm mit ebenso betrunkenen belgischen Arbeitern den Weg entlang taumeln. Sie schreien und johlen ihr Glück über die Verbrüderung in den nüchternen Morgen hinaus. Das letzte Stück müssen wir zu Fuß gehen. In einiger Entfernung kreuzen wiederum zwei Soldaten unseren Weg. Wie sie mich im hellgrauen Mantel als Offizier erkennen, bleiben sie stehen. Wir gehen ruhig auf sie zu und unbehelligt an ihnen vorüber. Zwanzig Schritt mögen wir vorbei sein — da lallt der eine von ihnen hinter uns her, „Das ist auch noch einer, der die Achselstücke noch droben hat — —" Also so weit wäre man schon, daß sie sich an den eigenen Offizieren, noch in Feindesland, vergreifen ... Dann sind wir beim Wagen — alles ist zur Abfahrt bereit. Der Unteroffizier ist rührend um das junge Mädchen bemüht, das ihm in ein geschlagenes Land zu folgen bereit ist, weil ihr Herz sie es heißt. Die Geliebte preßt meinen Arm — ich fühle es, auch sie ist glücklich. Am Hauptbahnhof hätten Schießereien zwischen Militär und Zivil stattgefunden, berichten die Motorradler. Gerade als sie vorbeikamen, hätten Zivilisten versucht, Eisenbahnwagen mit Lebensmitteln zu plündern. Ganze Mehlsäcke seien von ihnen heruntergerissen worden, die seien durch den Sturz aufgeplatzt und nachher, bei der Rückfahrt, hatten sie noch zwei Tote in großen Blutlachen in dem verschütteten und zertretenen Mehl liegen sehen. Auch einer der Posten sei mit dem Gesicht nach unten auf der Rampe gelegen.

Dann wird der Motor angeworfen, der schwere hochgeladene Wagen setzt sich in Bewegung, die Motorradler fahren voraus, neben und hinter dem Wagen her, wir sind eine kleine selbständige Formation, die den Heimmarsch unabhängig und unter eigenem Befehl antritt. Schwer dröhnen die eisenbereiften Räder auf dem Steinpflaster der belgischn Landstraße. Kein Wort ist unter der Zeltbahnüberspannung des Wagens zu verstehen. Durch das Glasfenster zum Führersitz sehen wir, daß der Unteroffizier dem jungen Mädchen einen Soldatenmantel umgehängt hat, das blonde Haar ist von der grauen Feldmütze gedeckt. Längs des Weges liegen unzählige Lastwagen, wie der unsrige — mit gebrochener Achse oder Rädern. Die Insassen sind zu Fuß weitergezogen. Bei einem Halt mache ich den Unteroffizier darauf aufmerksam, er sagt, es sei verteufelt schwer, den Wagen mit seinen glatten Eisenrädern auf dem Pflaster zu halten. „Wenn wir herunter und in den tiefen Dreck rutschen, so geht es uns auch nicht besser als den anderen. Aber das darf eben nicht passieren —" und mit harter Faust und seiner Liebe im Herzen fährt er sicher weiter. Als Erkunder und Wegbereiter fahren die Motorradler voraus und weisen den Führer rechtzeitig in Seitenwege ein, wenn die Hauptstrecke gesperrt ist. So fahren wir ohne Aufenthalt — zwar langsam, denn der Wagen kann nicht mehr als zwölf Kilometer in der Stunde leisten, doch sicher — nach Osten, der Heimat entgegen.

Endlos ist die Kolonne der heimwärts marschierenden Truppe, Infanterie und Artillerie, Maschinengewehre und Minenwerfer, bald geschlossen und in guter Ordnung, dann wieder aufgelöst und in wirrem Durcheinander. Zwei verwegene Typen sind schon hinten aufgesprungen. Ich gebe ihnen die Erlaubnis, mitzufahren unter der Bedingung, daß sie sonst niemand mehr aufsitzen lassen. In der Tat wäre der Wagen gefährdet. Das halten sie denn auch gewissenhaft.

In den Ortschaften sehen wir wüste Szenen. Zivilisten feilschen mit den Soldaten um alles, was sie zu tragen haben. Hier werden Gewehre um drei Mark, Maschinengewehre um zehn Mark verkauft, aus allem wird Geld gemacht, das ist auch leichter zu tragen. Bei jedem Halt drängen sich die Zivilisten an den Wagen: „Niet te verkoopen?! Nix te verkoopen??" Wenn man sie wegjagt, nehmen sie es sichtlich übel. Mit den Fingern tippen sie sich an die Stirn: „Quels idiots!" Gegen Abend sind wir in Lüttich. Auf dem Marktplatz hält der Unteroffizier. „Nachtessen!" „Jetzt, Josef, die Hasen heraus! (Josef, Schröders Ordonnanz, hatte unterwegs elf junge Hasen erbeutet und gebraten.) Die werden uns munden!" Wir sind eine große Familie beieinander. Zwei Frauen, zehn Mann und ein Offizier! „Dreizehn! Es soll unsere Glückszahl sein", sagt die Geliebte, „und es ist der 13. November!" Dann fängt sie an, wie eine Mutter, für alle dreizehn — Bröter zu richten. Die Hasen werden verteilt, Butter, Eier, ein Schluck Wein für jeden ist da. So halten wir unser Picknick auf dem Marktplatz in Lüttich. — Da fallen plötzlich einige Schüsse in einer der Seitenstraßen — man hört schreien! Dann kommt ein Zivilist über den Platz, gerade auf unsern Wagen zu gelaufen — ein Schuß knallt, der Mann fährt sich taumelnd nach dem Gesicht, die Hand ist voll Blut — er scheint durch die Backe geschossen zu sein — dann läuft er weiter, unseren Wagen als Deckung zwischen sich und dem oder den Verfolgern benützend. Die rennen hinter ihm her — ein Zivilist und zwei Soldaten. Dann fallen wieder Schüsse — in verschiedenen Richtungen. „Ich glaube, es ist am besten, wir fahren weiter, hier ist nicht gut sein..." Und schon setzt sich unser Trupp wieder in Bewegung, es wird kalt heute nacht. Bald beginnt der Weg anzusteigen, mühsam zieht der Motor die schwere Last. Wir sind am Westhang der Eifel angelangt — und hier liegt der erste Schnee. Der Wagen hält. Wir müssen Ketten an die Räder legen. Nach einer Viertelstunde geht es weiter, und gegen zehn Uhr erreichen wir den Kamm. Wieder wird gehalten, um die Ketten abzunehmen. Ich fühle mich schlecht, der vom Auspuff aufsteigende Benzolrauch macht mich im Kopf benommen. Ich springe ab, um etwas Luft zu schnappen, doch kaum spüre ich den kalten Eifelwind, fühle ich mich taumeln, verliere das Bewußtsein und falle in den tiefen Graben der Gebirgsstraße. Keiner sieht oder merkt es, einem Zufall verdanke ich, daß sie mich finden. Die gelöste Kette des linken Hinterrades hat denselben Weg genommen wie ich. Sie sucht man mit der Laterne, und da finden sie einen leblosen Offizier und sind höchst erstaunt, daß ich es bin, den man doch im Wagen vermutet. Nur langsam kehren die Lebensgeister zurück, die Oxydgasvergiftung wirkt noch Tage nach. In völlig erschöpftem Zustande lange ich in Aachen an, wo wir kurz nach Mitternacht in irgend einem Gasthofgarten anhalten. „Morgen früh um sechs Uhr Weiterfahrt!" Dann taumle ich durch ein Billardzimmer — ein betrunkener Feldwebelleutnant stiert mich an. Gläser- und Flaschenscherben liegen herum, Soldaten in Hemdsärmeln brüllen durcheinander. Eine Menge geleerter Sektflaschen stehen auf einem Tisch, den ich fast umreiße. Ein kleines Zimmer wird mir angewiesen — dort sinke ich aufs Bett. Die Geliebte ist rührend um mich bemüht — heißer Tee, heiße Um-

schläge, so schlummere ich ein. Sie war völlig entsetzt, als man ihr sagte, ich sei bewußtlos im Waldgraben gefunden worden. Sie war gerade in diesem Augenblick — seit langen Nächten zum erstenmal, von all der Uebermüdung und Aufregung übermannt, trotz dem Stoßen und Schütteln des Wagens in Schlaf gefallen. Um ein Haar hätte sie erst in Aachen mein Fehlen bemerkt, und ich selber hätte — wieder zu mir gekommen — es schwer gehabt, sie dort zu finden. „So hat ein glücklicher Zufall uns vor früher Trennung bewahrt" — erzählt sie später oft.

Um sechs Uhr pünktlich fahren wir ab, und nun geht es nordwärts durch deutsches Land. Aus dem Kriege heimkehrende Truppen stellt man sich immer siegreich vor. Auch wir hatten vom Einzug mit klingendem Spiel in Dörfern und Städten der Heimat geträumt — wie anders ist diese Heimkehr! Seht sie an, die bleichen Gesichter der armen Menschen in den Fenstern und unter den Türen, wie sie mit Tränen im Blick das geschlagene Heer mit seinen roten Wimpeln sich ostwärts wälzen sehen. Bald werden sie den Feind im Lande haben — die Verlängerung dieses entsetzlichen Krieges ins Endlose. Ihre Söhne und Brüder und Väter liegen dort, sie sind umsonst gefallen. Umsonst — alles umsonst. Umsonst die Strapazen, die Wunden — umsonst die Leiden, die Angst — umsonst die Opfer, der Tod. Und trotz allem zu neuen Opfern bereit. An einer kleinen Poststation gebe ich ein Telegramm an die Mutter auf. Vor dem Hause steht ein greises Ehepaar, der weißbärtige Alte schwenkt behutsam eine Kaffeekanne in der Hand — die Frau zwei Blechtassen. „Kaffee!?" ruft er den Tausenden zu, und ist glücklich, wenn einer anhält und aus zitternder Hand die schwarze Brühe entgegennimmt und hastig hinunterstürzt.

Der Unteroffizier hat sich inzwischen am Motor zu schaffen gemacht. „So, jetzt fahren wir rascher! Ich habe die Geschwindigkeitshemmung entfernt — jetzt können wir 24 Kilometer herausholen — wir sind ja in Deutschland." Und in der Tat, nun fährt der schwere Wagen doppelt rasch dahin. Doch am frühen Nachmittag zischt plötzlich aus der Motorhaube ein weißer Dampfstrahl. Wir halten an. Der vorderste Zylinder ist ausgebrannt. „Verdammt! Nun müssen wir langsam auf drei Töpfen weiterfahren ...", sagt der Führer. Und mit ta-ta-ta — ta-ta-ta geht es im Schritt weiter. Eine Viertelstunde später sind wir an einem Bahnhof. Ich habe den Namen der Station vergessen. Noch zehn bis fünfzehn Kilometer mögen es bis Düsseldorf sein. Hier entschließe ich mich, von den Kameraden Abschied zu nehmen. Dem Unteroffizier gebe ich dreihundert Mark — er soll sie mit den anderen teilen. Dann nehmen wir Abschied von einander mit herzlichem Händedruck. Ihre Namen habe ich nie gekannt — dankbar bin ich ihnen immer geblieben.

Kaum sind die Koffer und Kisten aufgegeben, da trifft der Zug nach Düsseldorf ein.

Am nächsten Tag soll es weiter gehen nach Süden — ich begebe mich vormittags zum Hauptbahnhof, um die Fahrkarten zu besorgen und die Abfahrtszeit zu erfragen. Der Bahnhof ist abgesperrt, ein schmaler Weg führt zur Bahnhofskommandantur. Vor einem Glasverschlag sitzt zwischen Kisten ein Matrose. „Wo geht es hier zum Bahnhofskommandanten?" Er kaut an einem Käsebrot, schaut mich lange kauend an, dann sagt er von oben herunter: „Hier ist der Bahnhofskommandant, der bin ich! was wollen Sie!?" Die letzten Tage haben mich gelehrt, über nichts mehr erstaunt zu sein. „Ich möchte in die Heimat fahren. Bekomme ich hier den Fahrschein?" „Ja, den können Sie hier bekommen, aber zuerst werden Sie mir erlauben, daß ich mein Käsebrot fertig esse!" „Bitte sehr!" Ich setze mich ihm gegenüber auf eine Kiste und zünde mir eine Zigarette an. Beiläufig strecke ich ihm das Etui hin. Ohne ein Wort greift er zu — ich lege ihm die letzten fünf auf das Brett. „Kommen Sie mit!" Er geht voraus in den Schalterraum. Dort liegt ein Pack Fahrscheine. „Wohin wollen Sie?" „Ich muß für meinen Burschen, eine Hilfsdienstpflichtige und mich samt Gepäck einen gemeinsamen Schein haben — und zwar nach Baden-Baden." Lange mustert er mich. Dann sagt er weltweise: „Aber Sie übernehmen die Verantwortung!" Ich muß unwillkürlich lächeln. Wo habe ich denselben Spruch erst neulich gehört? Richtig — es handelte sich um die Sprengung der Kohlengebiete Nordfrankreichs. „Natürlich übernehme ich die." Er ist sichtlich mit sich zufrieden, dann sagt er: „Hier, füllen Sie den Schein selber aus!" Das tue ich, dann setzt er wieder den Sovietstern darunter. Ich lese „Bahnhofskommandantur Düsseldorf". „Können Sie mir sagen, wann ein Zug geht?!" „Das beste ist, Sie kommen morgen früh — recht früh! Heute wird wohl keiner mehr gehen. Dann warten Sie auf dem Bahnsteig — und wenn einer geht, dann steigen Sie einfach ein." Damit steht er auf — ich sehe, ich bin in Gnaden entlassen. „Danke Ihnen schön!" „Hm." Am nächsten Morgen stehen wir alle drei früh, recht früh auf dem Bahnsteig — und da um elf Uhr ein Zug nach Köln fährt, „steigen wir einfach ein". — Wir drängen uns in ein Dritterklaßabteil — andere gibt es nicht — und rollen langsam dem Süden zu. Uns schief gegenüber sitzt ein betrunkener Soldat. Wenn der Zug fährt, ist er glücklich: „Rollen muß es, nur rollen muß es — gleich wohin! Wenn's nur rollt! Rollen muß es — nur rollen!" dann lacht er blödsinnig in sich hinein. Auf den Stationen schimpft und flucht er gräßlich über den Aufenthalt — selig fällt er auf seinen Platz zurück, wenn es wieder „rollt". — Vierundzwanzig Stunden rollen wir bis Baden-Baden. — Zwei Frauen liegen sich in den Armen.

## Gefällter Wald.

Von Ernst Oser.

Todwunde Stümpfe rings, wie Leichensteine,
Nur ohne Namen, ohne Zeit ...
Die Mittagssonne gleißt mit grellem Scheine
Ueber das Feld der Grausamkeit.

So manches mal bin ich den Weg gegangen,
Als noch der Buchenhain gerauscht,
Als von der tiefen Stille überhangen
Ich jenes Waldes Sang gelauscht.

Stumm liegt die Schar der hingestreckten Stämme:
Ein Heldentum der Zeit.
Mild glänzt der Abend über Hügeldämme
In die Vergänglichkeit.

## Vom Berner Waisenhaus.

Das Waisenhaus in Bern, in welchem seit mehreren Jahrzehnten Herr Hans Buchmüller als Vorsteher wirkt, ist von der Burgergemeinde an die Einwohnergemeinde verkauft worden. Letztere gedenkt, in dem verlassenen Gebäude Räume für die Bureaus der städt. Polizeidirektion zu schaffen.

In einem anno 1794 gedruckten Reisehandbuch für die Stadt und Republik Bern ist über das Knabenwaisenhaus folgendes zu lesen: Ist vor ungefähr 40 Jahren gestiftet worden und hat doch schon einen Fond von mehreren 100,000 Gulden. Das neue und schöne Gebäude, worin jetzt das Institut versetzt ist, ward im Jahr 1783 angefangen und 1786 vollendet. Die Baumeister waren die Herren Imhof, Vater und Sohn; die Aufsicht darüber hatte Herr Werkmeister Ludwig Emanuel Zehender. Es werden jetzt 40 Knaben darin unterhalten. Nahrung, Wohnung und Kleidung der Knaben sind so gut oder besser, als Kinder von wohlhabenden Bürgern